



Jackson Denkmal vor der Kathedrale von New Orleans

Rosen und Eisen in der Stadt unterhalb des Meeresspiegels

Tage in New Orleans

„Ich sah dem Süden mit Grausen entgegen. Hier herrschten, so viel war mir klar, Leid und Chaos und all die manischen Folgen von Verwirrung und Angst. Und da der Süden ein Teil des Landes ist, zieht seine Pein ganz Amerika in Mitleidenschaft.“ Keine freundlichen Worte, die der amerikanische Nobelpreisträger John Steinbeck auf seiner Amerikareise über die Südstaaten notierte.

Das war lange her, und obwohl sich seitdem Vieles verändert hatte, war dem Süden dieser schlechte Ruf bis heute erhalten geblieben. Seinen Bewohnern, obwohl fast immer von freundlicher und hilfsbereiter Wesensart, werden von den Liberalen im Norden noch immer Rückschrittlichkeit und Rassismus vorgeworfen. Noch vor kurzem hatte Paul Theroux in seinem Buch „Deep South“ erneut auf diese Pauke gehauen.

Auf der anderen Seite stand der Süden der USA aber auch für Phänomene und Errungenschaften, die mittlerweile in der ganzen Welt als „typisch amerikanisch“ wahrgenommen werden: den Jazz, den Blues und den Rock, die wunderbaren Antebellumhäuser, aber auch für jenes nostalgische Gefühl einer vormodernen Welt, die ich schon in Georgia und Carolina wahrgenommen hatte. Der amerikanische Süden war also mehr als die meisten Regionen der USA ein Land der Gegensätze, vielleicht sogar der Stereotype, die sich längst gegen Widerlegung immunisiert hatten.

Unsere Reise begann in New Orleans, der südlichsten Stadt dieses Südens. Mit von der Partie war Frank, ein befreundeter Nachbar, der nicht unbedingt der geborene Weltreisende war, der sich aber so sehr für die Südstaatenmusik inte-

ressierte, dass er mich einen Teil der Reise begleiten würde. Frank war hauptberuflich Stationsleiter in einem Krankenhaus und hatte in dieser Position gelernt, mit quengelnden Zeitgenossen so geduldig umzugehen, dass er mühelos auch mit mir zurechtkam.

Zweieinhalb Stunden dauerte der Inlandsflug von Washington nach New Orleans. Vor dem Landeanflug auf den Louis Armstrong International Airport überflog die Maschine das Mississippidelta, das von oben aussah wie ein vollkommen versumpftes Holland. Wasser und Modder bis zum Horizont. Kaum hatten wir das Flugzeug verlassen, traf uns die Hitze wie ein Nackenschlag. New Orleans war tropisch, nicht nur, was seine Getränke und seine Vegetation, sondern auch, was seine Temperaturen betraf. Auf dem Weg zum Hotel sahen wir eine bescheidene Wolkenkratzer skyline und viel Dreck auf den Straßen. Vom Zauber der Stadt, von dem allenthalben die Rede war, keine Spur.

Das Hilton Riverside Hotel lag direkt am Mississippi zwischen der großen Brücke und dem French Quarter. Wasser durchfloss die Stadt in Gestalt des großen Stroms, Wasser umgab sie in Gestalt der nördlichen Seen und des südlichen Golfs. Wasser war das Schicksal der Stadt, denn drei Viertel von New Orleans lagen unterhalb des Meeresspiegels. Wenn die Metapher nicht so schief gewesen wäre, hätte man sagen können: das Wasser hing über New Orleans wie ein Damoklesschwert.

Im August 2005 war dieses Damoklesschwert niedergegangen, als der Hurrikan Katrina über die Stadt hinweggefegt war. Seine Regenmassen hatten einen Teil der Dämme zum Einsturz gebracht und 80 Prozent der Stadt fünf bis sieben Meter tief unter Wasser gesetzt. Zehntausende Menschen hatten damals nur auf den Dächern ihrer Häuser überleben können, Zehntausende waren in das Footballstadion von New Orleans geflohen, und unzählige Anwohner hatten alles verloren. Während die Wohngebiete der weniger wohlhabenden Einwohnerschaft in den tieferen Regionen fast völlig zerstört worden waren, hatte es das French

Quarter und die etwas höher gelegene Innenstadt weniger stark erwischt. Am Ende waren fast zweitausend Tote und Schäden im Wert von über 100 Milliarden USD zu beklagen.

Trotzdem war New Orleans wieder aufgebaut worden, und zwar so vollständig, dass von den Zerstörungen, die der Hurrikan vor gut einem Jahrzehnt angerichtet hatte, nichts mehr zu sehen war. Mit einer Mischung aus Trotz, Beharrlichkeit und Optimismus hatte man die Deiche mit einem Milliarden Dollar schweren Bauprogramm wieder instandgesetzt und verstärkt. Diese Dämme, so hieß es nun, würden selbst einem Jahrhundertsturm wie Katrina standhalten. Ob das wirklich zutrifft, steht in den Sternen.

Als wir am nächsten Morgen unseren ersten Spaziergang zum French Quarter unternahmen, lag ein strahlend blauer Himmel über der Stadt. Die Uferpromenade bot weite Blicke auf den Fluss, auf Hotels, Hochhäuser, Palmen und Skulpturen. Ein Hauch von Florida lag in der Luft, wenn nur nicht die Überreste des Industrieschrotts auf der anderen Flussseite zu sehen gewesen wären. Langsam und gemächlich floss der Mississippi an New Orleans vorüber. Was ich sah, war nur einer von vielen Wasserarmen, über die sich der „Old ´ Man River“, der alte, große Fluss, in einem der größten Mündungsdeltas der Erde in den Golf von Mexiko ergoss. Mit 3778 km ist der Mississippi der längste Strom der USA, zusammen mit dem Missouri bildet er als Mississippi-Missouri mit einer Länge von über 6000 km das viertgrößte Stromsystem der Erde. An diesem Tag sah er so aus, als könnte er kein Wässerchen trüben, und doch hatte er zahllose Überschwemmungen und Naturkatastrophen auf dem Kerbholz. Aber das war noch nicht alles. Außer von den jederzeit möglichen Überschwemmungen wurde die Stadt von Wirbelstürmen bedroht, die alljährlich aus dem Golf von Mexiko heranzogen. Unter diesen Umständen war es geradezu erstaunlich, dass New Orleans überhaupt noch existierte.

Nach einem ausgedehnten Spaziergang über die Uferpromenade erreichten wir New Orleans´ Aushängeschild: die

Plaza der Armas und den Jackson Square. Sie waren, was ihre Konturen betraf, ganz und gar unamerikanisch. Keine Wolkenkratzer, keine großen, leeren Plätze, stattdessen ein Park, in dessen Mitte sich die monumentale Reiterstatue von Andrew Jackson vor der Kulisse der Kathedrale erhob. Andrew Jackson, dem man auf einer Reise durch den Süden der USA einfach nicht ausweichen kann, hatte hier in New Orleans im amerikanisch-britischen Krieg von 1814 die britischen Invasionstruppen mächtig aufs Haupt geschlagen. Später war er Präsident geworden und hatte in dieser Eigenschaft die Massenvertreibung der Indianer aus Georgia und Carolina zu verantworten. Aber das war eine andere Geschichte. Hier war der General ganz als Held gegenwärtig: hoch bäumte sich sein Gaul, wie angenagelt saß er im Sattel und präsentierte den Besuchern sein kantiges Konterfei.

Hinter dem Park begann das sogenannte „French Quarter“, das historische Zentrum von New Orleans, ein gepflegtes, sorgfältig restauriertes Viertel, durch das die Touristen wie durch ein Freilichtmuseum defilierten. Die Straßenblocks waren schachbrettartig angelegt, die Häuser flach, bunt angestrichen und mit arkadenartigen Balkonen ausgestattet. Das Besondere an ihnen waren die üppig begrünten schmiedeeisernen Brüstungen, die die oberen Stockwerke der French Quarter-Häuser in eine Zwischenwelt aus Blumen und Eisen verwandelten.

Auf der Royal Street spielten Jazz- und Country-Bands, meist junge Leute, die ersichtlich den meisten Spaß an ihrer Musik hatten. Aber auch die Touristen ließen sich nicht lumpen und warfen reichlich Münzen und Scheine in die bereitgestellten Mützen. Manche Besucher setzten sich auf die Bürgersteige, um zuzuhören, manche tanzten auch mit ihren Kindern zu der Musik.

„New Orleans, the Mother of Jazz“ las ich auf einem Plakat. Aber stimmte das überhaupt? Wer in New Orleans hatte den Jazz erfunden? Niemand hatte ihn erfunden, sondern er war entstanden aus der Kombination dreier Elemente, die hier zum ersten Mal zusammengefunden hatten: erstens aus der

immensen schwarzafrikanischen Musikalität, zweitens aus den europäischen Blasinstrumenten, auf denen sich diese afrikanische Musikalität ausdrücken ließ - und last not least aus einer Vorliebe für die spontanen musikalischen Kreationen des Augenblicks. Auch die Musiker auf der Royal Street improvisierten, was das Zeug hielt, denn die Kasse klingelte, und die Einnahmen stiegen, je weiter der Tag voranschritt. Das ganze French Quarter „klang“ nach Jazz, Blues, Dixieland und Rock, was immer die Unterschiede auch sein mochten, und einen Moment kam es mir so vor, als bewegten sich sogar die Passanten im Rhythmus dieser Musik.



Straßenmusik in New Orleans

Vor dem „Café du Monde“, das für sein gutes Essen bekannt war, mussten wir uns in einer langen Menschenlange anstellen. An sich hasse ich es, in Schlangen anzustehen, wenngleich das Schlangestehen als solches interessante Einblicke in den Alltag eines Reiselandes erlaubt. In Indien war Schlangestehen reine Theorie, und wer seine Ellenbogen nicht einsetzte, würde nie an die Spitze der Schlange gelangen. In Amerika, dem „Land der Freien“ und

des Individualismus, habe ich dagegen ausnahmslos disziplinierte Schlangensteher angetroffen. So auch vor dem Café du Monde. Was natürlich nichts über das Essen aussagte. Ganz anders, als es der Name erwarten ließ, offerierte das Café du Monde Cholesterinbomben aus Eiern und Speck bis zum Abwinken.

In New Orleans existieren jede Menge Museen, ein Voodoo-Museum, ein Museum der jüdischen Gemeinschaft, ein afro-amerikanisches und asiatisches Kulturzentrum - nur ein ordinäres Museum der Stadtgeschichte fand ich nicht. Das war schade, denn die Geschichte von New Orleans weist weit über die US-amerikanische Geschichte hinaus, was schon daran zu erkennen war, dass sie dreitausend Kilometer entfernt an einem ganz anderen Ort begonnen hatte: in Kanada. In dem Bemühen, immer neue Pelzhandelsgebiete zu erschließen, waren die französischen Waldläufer im 17. Jahrhundert von Montreal aus bis zu den großen Seen vorgedrungen, hatten die Flussläufe des Illinois und des Ohio erkundet und waren dem Lauf des Mississippi immer weiter nach Süden gefolgt. 1682 hatte der Franzose Robert Chevalier de la Salle an der Spitze einer kleinen Truppe endlich das Delta des Mississippi und damit den Golf von Mexiko erreicht. Dieses neu „entdeckte“ Territorium erhielt zu Ehren Ludwigs XIV. den Namen „Louisiana“ und die erste Stadt, die die Franzosen 1718 im Süden des Mississippi Deltas gründeten, war New Orleans.

Es war müßig, darüber zu spekulieren, welche Ambitionen mit dem Festsetzen der Franzosen im Mississippidelta verbunden gewesen waren. Möglich, dass sich für kurze Zeit die Konturen eines französischen Amerikas angedeutet hatten, eines gewaltigen kontinentalen Blocks, der Neufrankreich in Kanada, das Gebiet von Louisiana zwischen den großen Seen und dem Golf von Mexiko und die karibischen Besitzungen der Franzosen umfasste. Diese Pläne zerschellten am Widerstand der Briten, die in der großen Auseinandersetzung um Nordamerika am Ende die Oberhand behalten sollten. 1763 verlor Frankreich alle seine

Besitzungen in Kanada. Um nicht auch noch Louisiana an Großbritannien zu verlieren, verkaufte Napoleon im Jahre 1803 Louisiana für 15 Millionen USD an die gerade erst entstandenen Vereinigten Staaten. Seitdem war Louisiana beständig geschrumpft, vom Millionen Quadratkilometer umfassenden „Louisiana-Territorium“ zu einem kleinsten Bundesstaaten der USA.



Eisengitterbrüstungen in der Royal Street/ New Orleans

Mit der Stadt New Orleans hatte es sich bekanntermaßen genau umgekehrt verhalten. Obwohl ihre geografische Lage heikel war, war sie immer weiter gewachsen. Sie hatte sich zu einem multikulturellen Schmelztiegel entwickelt, zur „nördlichsten Stadt der Karibik“, in dem französische, englische, amerikanische, spanische und afrikanische Traditionen nebeneinander koexistierten. Ob das immer so spannungsfrei geschah, wie es in den Reiseführern dargestellt wurde, hatte ich meine Zweifel, doch wenn es Probleme gab, merkten die Besucher nichts davon. Sie labten sich stattdessen an der Diversität der Kulturen wie an einem Kuchenteller, von dem man mal von der einen, mal von der anderen Leckerei naschen konnte.

Allabendlich bot der Jackson Square diesem Potpourri aus Kunst, Kitsch und Kuriosität eine unterhaltsam gestaltete Bühne. Indianer im Festornat verkauften Friedenspfeifen, und Sitarspieler und Feuerschlucker zeigten, was sie konnten. Eine alte Dame in Hexenkluft las den Leuten die Zukunft aus der Hand, während ein Wahrsager mit dem Slogan „Michael - The Realistic Mystic“ um Kunden warb. Kleine Mädchen tanzten zum Klang einer Tuba auf dem Pflaster, an einem anderen Stand wurden gebrauchte Textilien und „recycled Condoms for Cheep-Ficker“ verkauft. Da sage noch einer, der Amerikaner sei nicht ressourcenschonend unterwegs.

Zum Abendessen aßen wir Cajun-Burger am Mississippiufer und wunderten uns darüber, wie unkompliziert wir uns schon nach kurzer Zeit durch eine fremde Welt bewegten, als wäre der Reisende eine Pfanne, in der man alles braten kann. Europa abrupt entrissen, befanden wir uns auf einem anderen Kontinent, atmeten eine andere Luft, saßen an einem anderen Strom neben Menschen mit anderem Gehabe, anderen Körperformen, anderer Hautfarbe, aßen anderes Essen, und waren doch die gleichen Knalltüten. War das erfreulich oder bedenklich? Blieben wir tatsächlich die Gleichen auch in der Fremde, oder kam es zu jener „eigentümlichen Verjüngung“ durch das Reisen, von der Herder in seinen Reisetagebüchern sprach?

Als ich am nächsten Morgen in den Badezimmerspiegel blickte, konnte von einer „Verjüngung“ leider nicht die Rede sein. Erst ein starker Morgenkaffe, mit meinem eigenen Kaffeebesteck gebraut, half mir wieder aufs Pferd. Ich blickte aus unserem Hotelfenster im 11. Stock und sah, dass ein Kreuzfahrtschiff die große Mississippibrücke unterquert und am Convention-Center angelegt hatte. Einige kleine Schlepper dümpelten langsam den Fluss hoch. Auf den Straßen fuhren kaum Autos. Wenig los in New Orleans zur frühen Stunde. Wahrscheinlich schliefen hier die Leute länger.

Nach dem Frühstück führte unser erster Weg zum Louis Armstrong Park nördlich des French Quarters. In der Mitte des Parks befand sich eine über drei Meter große Skulptur des Meisters, die ihn in der abwartenden, bescheidenen Haltung zeigte, die ihm eigen gewesen war. In der rechten, herabhängenden Hand hielt er seine Trompete, in der angewinkelten linken das ikonische Taschentuch, mit dem er sich während der Konzerte gerne den Schweiß abgetupft hatte. Wir setzten uns in den Schatten eines Baumes zu Füßen der Louis Armstrong Statue und hörten „What a wonderful World“ über Kopfhörer. Entsprach die naive, kindliche Bejahung des Lebens, die in diesem Lied zum Ausdruck kam, dem Grundgefühl der Stadt, oder war sie nur eine zur Melodie geronnene Utopie? Der Lauf von Armstrongs Leben gab darauf keine Antwort. Er war im Jahre 1901 in New Orleans in einfachsten Verhältnissen geboren worden und hatte schon als Kind zum Lebensunterhalt der Familie beitragen müssen. Weil er dabei gelegentlich über die Stränge geschlagen war, landete er schon im Alter von zwölf Jahren in einer Besserungsanstalt. Dort lernte er die Grundbegriffe des Trompetenspiels, das ihn in die Lage versetzte, nach seiner Entlassung seinen Lebensunterhalt als Musiker im Rotlichtviertel von New Orleans zu verdienen. Bald wurde er Mitglied diverser Bands, mit denen er durch die Vereinigten Staaten tingelte. Schließlich verlegte er seinen Wohnort nach New York, wo er mit seinem virtuoseren Trompetenspiel berühmt wurde. Leider war sein Gesundheitszustand nicht der beste, so dass er schon 1970 im Alter von 69 Jahren verstarb.

Am Nachmittag setzten wir unsere Erkundung fort und fuhren mit der Straßenbahn die Canal Street hoch in Richtung City Park. Der City Park von New Orleans war der fünftgrößte Park der USA (größer als der Central Park) und bekannt als Heimat des „Sydney und Walda Besthoff Sculpture Gardens“. Sydney und Walda Besthoff waren lokale Mäzene gewesen, die einen Großteil ihres Kapitals dafür verwendet hatten, der Öffentlichkeit hochwertige Skulptu-

ren der zeitgenössischen Kunst in einer kontemplativen, natürlichen Umgebung zugänglich zu machen. Zur Sammlung gehörten eine Skulptur von Henry Moore und die übliche fette Frau von Fernando Botero. Die Skulptur „Sacrifice III“ stellte den Tod eines Hühnchens dar. Das Werk „Karma“ bewältigte sein Thema, indem es einen Mann mit einem Dutzend (Vor)Existenzen auf seinem Buckel zeigte.

An der Uferpromenade zwischen Hilton Hotel und French Quarter befand sich die Anlegestelle des Schaufelraddampfers „Natchez“. Schaufelraddampfer gehören zum Mythos des Südens wie der Drache zur Siegfried-Saga. Mit ihrem geringen Tiefgang waren sie in der Lage, auch flache Gewässer zu befahren, während die Schaufelräder am Heck der Schiffe für den Antrieb sorgten. Nun waren sie nur noch die ausgemusterten Relikte einer romantisierten Vergangenheit und dienten von New Orleans bis nach Hannibal in Illinois als Ausflugsschiffe, wahlweise buchbar mit und ohne Buffet. Am frühen Abend bestiegen wir die „Natchez“ und fuhren zum Klang einer Jazzkapelle mit hunderten Inlandstouristen aus allen Teilen der USA eine Weile den Mississippi herauf und herunter. Aus der Entfernung wirkte die Silhouette von New Orleans wie eine Herde kleiner, flacher Häuser, die sich um ihre Wolkenkratzer-Häuptlinge im Stadtzentrum scharten. Wir passierten zwei Kriegsschiffe, durchrostete Frachtkähne und eine vergammelte Raffinerie, die aussah wie nach einem Atomschlag. Hier und da dümpelten kleine Fischerboote am Ufer. Ob das, was sie fingen, bekömmlich war, hatte ich meine Zweifel, denn die chemische Industrie im Norden der Stadt leitete einen Großteil ihrer Abwässer in den Fluss.

Als wir wieder anlegten, war es schon dunkel geworden, doch die Uferpromenade war voller Menschen. Feuerwerkskörper wurden gezündet, Leuchtraketen stiegen auf und explodierten. Tausend Lichtpartikel verteilten sich sekundenweise über den dunklen Himmel, ehe die nächste Rakete aufstieg. Was der Anlass für dieses Feuerwerk war, erfuhren wir nicht. Einen Grund zum Feiern gab es offenbar

immer und sei es auch nur der Umstand, dass die Stadt noch existierte.



Mit der „Natchez“ auf dem Mississippi vor New Orleans

